

# Der Rorschacher Trichter

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 28

PDF erstellt am: **10.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Der Rorschacher Trichter

140

WERNER WOLLENBERGER

Die Glosse:

## Die Sammelmappe eines Irrenarztes ...

Es kommt immer wieder vor, daß mir Leute Gedichte zuschicken. Oh, nicht etwa eigene.

Das könnte ich begreifen. Unter den Gedichten gibt es viele, die sich ganz alleine und ausschließlich zum Zuschicken eignen. Zum Gedrucktwerden eignen sie sich kaum bis nicht. Aber wie gesagt: die lieben Leute schicken mir nicht eigene Gedichte (oder doch nur in Ausnahmefällen, was ein Glück ist).

Sie schicken mir die Gedichte anderer. Oh nichts von Hölderlin, Platen, Goethe, Rilke und Storm. Ich bekomme die Gedichte Lebender.

Das ist, glauben Sie es mir, schlimm. Und nicht nur, weil die Gedichte der noch existenten Dichter so schlecht wären. Das sind sie manchmal gar nicht. Aber: das was die Leute, die mir diese Gedichte zuschicken, von ebendiesen Gedichten halten, das ist schlimm. Beispielsweise bekam ich letzthin die Literatur-Beilage der NZZ zugesandt.

Die vom 21. Juni 1959.

Und der Mann, der sie schickte, strich sechs Gedichte rot an.

Und schrieb dazu: «Aus der Sammelmappe eines Irrenarztes sollte es heißen und nicht «Aus neuen Unternehmungen zeitgenössischer Autoren» wie die NZZ das nennt.»

Wenn Sie gerade nichts anderes zu tun haben, dann werfen Sie doch mit mir zusammen einen raschen Blick auf die Gedichte von Herrn Günter Grass.

Wenn Sie nicht wollen, bin ich Ihnen nicht gram. Gehen Sie von mir aus ruhig baden, velofahren oder jassen. Das hat auch seine Schönheiten. Also: die Gedichte von Herrn G. G.!

Da ist eines, das trägt die Ueberschrift «Drei Wochen später». Und das geht so:

*Als ich von einer Reise zurückkehrte  
und meine Wohnung aufschloß  
stand auf dem Tisch jener Aschenbecher,  
den ich auszuleeren versäumt hatte. –  
So etwas läßt sich nicht nachholen.*

Wollen Sie wissen, was ich von diesem Gedicht halte?

Ja?

Dann lesen Sie bitte die nachfolgenden Zeilen aufmerksam durch:

«Als ich von einer Reise zurückkehrte und meine Wohnung aufschloß, stand auf dem Tisch jener Aschenbecher, den ich auszuleeren versäumt hatte. – So etwas läßt sich nicht nachholen.»

Sie haben gemerkt, was ich meine: daß dieses Gedicht gar keines ist. Wenn man es schön hintereinander weg aufschreibt, merkt man das rasch. Und es zeigt sich dabei, daß es noch viel dümmer ist, als man zunächst annehmen konnte. Der Trick, es in vier bis fünf willkürlich coupiereten Zeilen untereinander aufzuschreiben, ließ vielleicht zunächst doch auf Bedeutenderes schließen.

Damit ist es aber Essig.

Dieses Gedicht ist halt keines.

Weder seiner Form noch seines Inhaltes nach.

Es ist eine banale Feststellung einer Tatsache, der man beim besten Willen nichts Metaphysisches unterschieben kann.

Auch wenn der Herr Grass darauf spekuliert, weil er weiß, daß viele Leute Angst haben, für Trottel gehalten zu werden, wenn sie den tieferen Sinn eines poetischen Unternehmens nicht erfassen.

Ein bißchen erinnert solches Vorgehen immer an die Geschichte von des Kaisers neuen Kleidern, die gar keine waren und doch von allen gesehen wurden, weil ihre betrügerischen Schneider behaupteten, die Dummen sähen sie nicht.

Leider, leider, leider ...

Leider, meine ich, gibt es heute viele Autoren, die darauf spekulieren, daß man einen Sinn in ihrer «Unternehmung» erkenne. Und leider gibt es noch mehr Gebildete, die sich scheuen, die Kinderwahrheit zu sagen. Nämlich, daß ein Satz noch kein Gedicht ist, wenn man ihn in Strophen einteilt und daß eine Belanglosigkeit durch dieses Verfahren ebenfalls nicht an Bedeutung gewinnt.

Hohl bleibt wohl.

Doch weil wir gerade bei Herrn Günter Grass sind: da hat es ja noch mehr Gedichte. Etwa jenes, das den Titel «Kurzschuß» trägt.

Bitte:

*«In jedem Zimmer, auch in der Küche, machte ich Licht.  
Die Nachbarn sagten: Ein festliches Haus.  
Ich aber war ganz alleine mit meiner Beleuchtung,  
bis es nach durchgebrannten Sicherungen roch.»*

Tun Sie mir einen Gefallen: lesen Sie die vier Zeilen noch einmal langsam durch?

Ich warte!

So!

Nun?

Wollen Sie meine Meinung?

Gut: also, wenn Sie jetzt auch über mich herfallen, wenn Sie mir die Schläfenhaare einzeln und büschelweise auszerren, wenn Sie mir gegen das Schienbein treten und in die Rippen boxen – ich kann mir nicht helfen, ich finde dieses Gedicht in Ordnung.

Oh, das ist nicht große Dichtung. Das ist auch nicht wichtig.

Aber es hat – so ganz von ferne – den Geruch des Dichterischen.

Und das ist immerhin schon etwas.

Sehen Sie, wenn ich es durchlese, dann sehe ich etwas und dann spüre ich etwas und etwas ist in mir angerührt.

Ich spüre dies: da hat einer, einmal anders vielleicht, Selbstbetrug und Vergänglichkeit des Selbstbetruges formuliert.

Er hat ein Bild dafür gefunden und das Bild ist plastisch: man geht hin, läßt sein Haus im Glanze sämtlicher Lichter erstrahlen, wird für glücklich gehalten und ist trotz der ganzen schönen Beleuchtung jämmerlich allein. Zum ungunsten Ende sieht man es ein. Man sitzt im dunklen Hause, den sandigen Geschmack der Einsamkeit auf der Zunge und den Geruch des Endes in der Nase.

Bitte sehr, man könnte die gleiche Geschichte mit anderen Bildern schildern. Man könnte auch die elektrischen Birnen durch Kerzen ersetzen.

Und dann wäre das Gedicht – im konventionellen Sinne – gleich viel poetischer.

Poetischer?

Romantischer wäre es.

Wissen Sie, ich finde, man kann einen Dichter, der im Jahre 1959 lebt, nicht tadeln, weil er seine Bilder der Welt, in der er wohnt, entnimmt. Der Mann, der heute Dichter ist, lebt nun eben einmal neben Jeeps, Rennwagen, Mondraketen und Atomfabriken. Das ist sein Schicksal. Und seine Aufgabe ist es, auf dichterische Weise mit dieser Umgebung fertigzuwerden. Schauen Sie, für Goethe waren Kerzen zwar etwas Schönes, aber er hat sich auch darüber beklagt, daß man sie zu seiner Zeit noch immer mit der Lichtschere putzen mußte. Trotzdem kommen sie in seinen Gedichten vor.

Ich weiß nicht, vielleicht sind die paar Jahre saumseligen Literatur-Studiums, die ich irgendwann einmal hinter mich brachte, daran schuld, daß ich trotz allem ein bißchen mehr Respekt vor dem dichterischen Wort habe als andere Leute.

Vielleicht weiß ich auch etwas von den Mühseligkeiten des Schreibens, weiß wie Worte ungebärdig sein können und Sätze ihre Tücken haben und Abschnitte unter den Tasten kaputtgehen.

Vielleicht habe ich deshalb ein bißchen mehr Achtung vor jenen Versuchen, die man auch mit «Unternehmungen» bezeichnet, obwohl ich das für ein scheußliches Wort halte.

Immerhin: es trifft etwas.

Nämlich das Wagnis, das jeder eingeht, der zu dichten – Wirklichkeit zu verdichten – versucht.

Und: das kleine Abenteuer des Geistes, das jeder absolviert, der sich bemüht, aus einem Gefühl einen Vierzeiler zu machen.

Manchmal, ganz selten, glückt es ganz.

Ofters, aber auch nur selten, glückt es einigermaßen.

Und meistens geht es schrecklich daneben.

Doch bitte, dreht den Dichtern keinen Strick daraus. Hängt sie nicht an den Bandwürmern ihrer schlechten reimlosen Gedichte auf. Stopft ihnen nicht ein für allemal den Mund mit dem Papier, das sie brauchen. Es ist nämlich nicht verschwendet.

Denn auch beim Dichten gibt es eine fatale Abhängigkeit von Qualität und Quantität. Daß es mehr Ausschuß und Makulatur gibt als Gültiges, das ist schade, aber nicht zu ändern.

Habt, ich bitte Euch, Mitleid mit den Dichtern.

Weißt sie nicht gleich an den Irrenarzt, wenn sie einmal in die Irre gehen. Sie suchen neue Wege und wer neue Wege sucht, geht das Risiko des Irrs und Abirrens ein.

Seid tolerant.

Lacht ihre mißglückten Verse ruhig aus.

Sagt auch, daß Ihr sie mißglückt findet.

Aber hofft im Stillen und ganz nebenbei, daß einmal ein paar Zeilen entstehen, die alle Zeiten überdauern und mit ihnen die Verirrungen der Zeit, aus der sie stammen.

Gebt den Dichtern eine Chance!

Ihr beraubt Euch selber einer, wenn Ihr es nicht tut.

Und noch eine Bitte: ich habe schon davon gesprochen, aber sie ist mir wichtig. Bitte, bedenkt, daß auch die Lyriker heute leben.

Hört zu, was Brecht sagt:

*In meinem Lied ein Reim  
käme mir fast vor wie Uebermut.*

*In mir streiten sich  
die Begeisterung über den blühenden Apfelbaum  
und das Entsetzen über die Reden des Anstreichers.  
Aber nur das zweite  
drängt mich zum Schreibtisch.*

Die Zeilen stehen in einem Gedicht, das den Titel «Schlechte Zeiten für Lyrik» trägt und es ist geschrieben in den Hitler-Jahren, oben in Finnland, wo Brecht sich vor den Tyrannen versteckte.

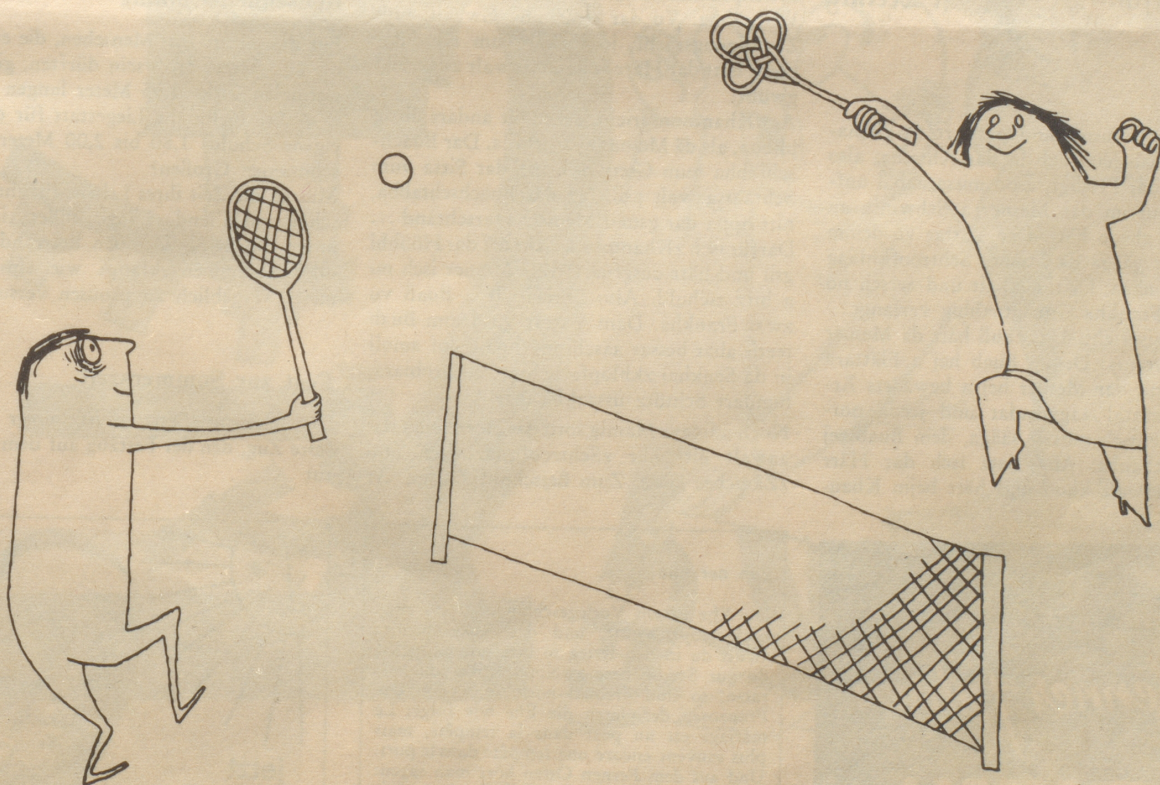
Manchmal lese ich diese Zeilen und sie tun weh, denn ich muß daran denken, daß die Zeiten immer noch schlechter werden und daß die Lyriker immer mehr die Notwendigkeit verspüren, sich mit politischen Liedern gegen ihre Zeit zu wehren.

Ich fürchte dann, daß sie immer mehr nur das «zweite zum Schreibtisch drängt». Doch dann blättere ich in dem Buch mit den Brecht-Gedichten ein paar Seiten weiter und lese unter der Ueberschrift «Der Blumengarten»:

*Am See, tief zwischen Tann und Silberpappel  
Beschirmt von Mauer und Gesträuch ein Garten  
So weise angelegt mit monatlichen Blumen  
Daß er vom März bis zum Oktober blüht.*

*Hier, in der Früh, nicht allzu häufig, sitz ich  
Und wünsche mir, auch ich mög allezeit  
In den verschiedenen Wettern, guten, schlechten  
Dies oder jenes Angenehme zeigen.*

Das, sehen Sie, ist ein gutes Gedicht und eine gute Einstellung. Geben wir den Dichtern die Chance, hin und wieder etwas Angenehmes zu zeigen.



Camper